

Warum in die Ferne schweifen

Von Nifen

Mit lautem Donnern nimmt die schwere Boeing 747 Anlauf, nur um sich Sekunden später träge vom Asphalt der Startbahn zu lösen und in den Himmel zu entschwinden. Es ist sein liebstes Geräusch, sein liebster Anblick, der Moment, in dem die Welt schweigt, es nichts als das Donnern gibt. Sogar die Gedanken ruhen in jenem winzigen Augenblick, verschaffen ihm den allzu kurzen Genuss von Frieden.

Es heißt, nur die Gedanken sind wirklich frei, kennen keinerlei Grenzen. Was aber, wenn eben diese Freiheit der anderen ungefragt, ungebeten in seine Freiheit eindringt, seine Gedanken überlagert? Nicht, dass er diese Gabe – die Gedanken anderer Menschen lesen zu können – nicht für sich nutzte. Oh nein, so ist es nun auch nicht. Er lauscht, manipuliert, überlebt. Denn letztlich ist es das, wofür er seine Gabe nutzt: zum Überleben.

Er ist vielleicht sogar skrupellos, auf jeden Fall aber schuldig und so nennt er sich auch. Mastermind im ersten Fall, Schuldig, wenn er ehrlich zu sich ist. Und doch wünscht er, es wäre anders. Wünscht, er könnte ungestört seinen eigenen Gedanken lauschen, sich von ihnen in ferne Gefilde tragen lassen, so wie der stählerne Vogel von gerade eben Reisende und ihr Gepäck mit in die Ferne nimmt. Aber die Menschen schweigen nie, sie denken höchstens in einer Sprache die er nicht versteht.

Wieder startet donnernd ein Flugzeug und wieder verspürt er jenen sehnsuchtsvollen Stich des Fernwehs, einer Ferne, wo Stille herrscht. Doch er weiß, dass die Ferne, die diese von Menschen gebauten Flügel verheißen, bloße Illusion ist. Er hat es selbst versucht. Hatte sich in den Flug von Frankfurt nach Tokio gemogelt. Japan, fast am anderen Ende der Welt, ein Ort, wo er vor den Gedanken der anderen sicher wäre, weil er sie nicht verstünde. Eine absurde Hoffnung. Nicht nur, dass er weit intensiver von der fremden Sprache umgeben gewesen war und sie somit schneller gelernt hatte als gewöhnliche Menschen, nein, er hatte die Sprache lernen müssen, um zu überleben. Andernfalls wäre er schlicht zu groß, sein Haar zu leuchtend, ein Fremder, ‚Gaijin‘ gewesen, der schlicht zu sehr auffiele.

Er hat seine Lektion gelernt. Er weiß nun, dass kein Flugzeug sein Fernweh kurieren kann. Und so bleibt er hier. Auch wenn er nach wie vor sich am liebsten am Flughafen aufhält, wo er zumindest für Sekunden dem tosenden Gedankenmeer um ihm herum entkommen kann.

Ein Mann stellt sich neben ihn, doch er beachtet ihn nicht. Das Donnern draußen verheißt gerade wieder Freiheit und das ist wichtiger. Die Gedanken des anderen

werden ihn schon früh genug belästigen.

Oder auch nicht?

Verwirrt dreht er sich zu dem Mann um, der trotz seiner Jugend schlohweißes Haar hat. Narben zeichnen dessen Gesicht, das noch immer stoisch nach draußen gewandt ist. Doch Gedanken empfängt er keine. Nur angenehme, schwarze Stille.

Ein Tumult hinter ihm reißt ihn aus seiner Verwirrung. Er sieht weißgekleidete Ärzte und Pfleger, die hektisch in seine Richtung eilen. Oder viel mehr die Richtung des Mannes neben ihm. Denn erst jetzt fällt ihm auf, dass der andere eine Art Zwangsjacke trägt.

Er braucht nur Sekundenbruchteile, um die Situation zu erfassen. Nein! Er würde sich dieses Geschenk Gottes nicht wieder nehmen lassen! ‚Komm mit!‘, denkt er eindringlich, an den anderen gerichtet, und zieht seinen neuen Gefährten, seine Insel der Stille mit sich fort.